

Vermischtes.

Nebra. In der Stadtvorordnetenversammlung vom 4. Januar wurde der bisherige Vorstand fast einstimmig wiedergewählt. Er besteht demnach wieder aus den Herren: W. Rabisch als Vorsitzender, H. Barthel als dessen Stellvertreter, E. Meißner als Schriftführer, D. Seider als dessen Stellvertreter.

Nebra. Wir weisen darauf hin, daß die Einladung zu der Kaisers Geburtstagfeier (siehe Inserat) diesmal von den Landtagsabgeordneten Herrn von Hellborn-Jungl leider nicht mitunterzeichnet ist, da derselbe diesmal, nachdem er seinen Hauptwohnsitz nach St. Ulrich verlegt hat, sich für eine Beteiligung in Mädeln entschieden hat.

Naumburg, 9. Januar. (Strafkammer.) Der Arbeiter F. Müller aus Nebra war wegen verführerischer Tätigkeit und Beleidigung des Polizeibeamten Meyer mit 1 Monat Gefängnis bestraft. Heute wird er von der verführerischen Tätigkeit freigesprochen und die Strafe wegen Beleidigung auf 1 Woche Gefängnis festgesetzt.

Verhandlungen des Königl. Schöffengerichts zu Nebra
Berurteilt wurden:

- 1) Schmidt, Friederich geb. Jäger, Witwe in Burgscheidungen, welche angeklagt ist, dem Schenkenmeister Böhmke daher 6 Kubiter entwendet zu haben, zu 14 Tagen Gefängnis.
 - 2) Jäger, Klara, Stubenmädchen zu Schloß Burgscheidungen, wegen Beleidigung des Stubenmädchens Anna Weber daher, zu 12 M. Geldstrafe ev. 4 Tagen Gefängnis.
- Freigesprochen wurden:
- 1) Schumann, Theresie geb. Kalbig, verheiratet.

in Altenroda, welche angeklagt war, auf der Dorfstraße zu Altenroda ruhestörenden Lärm und großen Unrat verübt zu haben.

2) Seibide, Karl, Landwirt in Carzdorf, welcher angeklagt war, über das Grundstück der Witwe Seif dortselbst unbefugt gefahren zu sein.

Emser Wasser (Küchen)
bei Katarrh, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Magen- und Nierenleiden.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Mineralwasserhandlung.

Neubestellungen auf den „Nebraer Anzeiger“ für das 1. Quartal 1907 nehmen die kaiserlichen Postanstalten, unser Bote, sowie die Expedition entgegen, und beträgt der Abonnementspreis bei Abholung

von der Expedition 1,05 Mk., durch unsern Boten mit Bringerlohn 1,20 Mk. gegen Vorausbezahlung und Anshändigung der Quittung, durch die Post bezogen 1,20 Mk., durch die Briefträger ins Haus 1,45 Mk. incl. Bestellgeld.

Kirchliche Nachrichten.

1. Sonntag nach Epiphania.
Es predigt um 10 Uhr.
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonius Weiser.
Amtswoche: Herr Diakonius Weiser.

Sonntag, abends 7/8 Uhr
Jungfrauenverein.

Bekanntmachung.

Die an der Großwägenstraße lagernde Erde soll **Sonnabend, den 12. Januar 1907, nachmittags 2 Uhr, an Ort und Stelle**

öffentlich meistbietend in einzelnen Parzellen unter dem im Termin bekannt zu machenden Bedingungen versteigert werden.

Nebra, den 11. Januar 1907.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

Daß in Gemäßheit des Provinzial-Reglements über Viehsuchen vom 7. November 1882 aufgestellte Pferderegister liegt **vom 16. bis 31. d. M.** im Magistrats-Bureau während der Dienststunden zur öffentlichen Einsicht aus.

Innerhalb der gedachten Zeit können Anträge auf Berichtigung des Registers schriftlich oder mündlich zu Protokoll beim Unterzeichneten angebracht werden.

Nebra, den 8. Januar 1907.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

Die Militärpflichtigen, welche im Jahre 1887 geboren sind, sowie diejenigen im Orte befindlichen Militärpflichtigen, welche früher als im Jahre 1887 geboren und noch nicht durch eine endgültige Entscheidung von der Gestellungspflicht entbunden sind, müssen sich in der Zeit **vom 15. bis 31. Januar d. J.** im Magistrats-Bureau, während der Dienststunden zur Stammrolle anmelden.

Soweit dieselben vorübergehend abwesend, sind deren Eltern, Vormünder, Lehr- und Fabrikherren verpflichtet, die Anmeldung zu belangen.

Die Unterlassung dieser Anmeldung wird mit Geldstrafe bis zu 30 Mk. oder mit Haft bis zu 3 Tagen bestraft.

Die außerhalb der Stadt Nebra geborenen Militärpflichtigen haben einen Geburts- (nicht Tauf-)Schein, falls sie sich gestellt haben, einen Lösungsschein beizubringen.

Nebra, den 8. Januar 1907.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

Die Wahl eines Abgeordneten zum Reichstage wird **Freitag, den 25. Januar 1907**

abgehalten werden.

Die Wahlhandlung beginnt 10 Uhr Vormittags und wird um 7 Uhr Nachmittags geschlossen.

Die Stadt Nebra bildet zusammen mit dem Ortsbezirk einen gemeinsamen Wahlbezirk und ist als Wahllokal der Gasse zum Marktplatz bestimmt.

Zum Wahlvorsteher ist Magistrats-Meißner Herr Brettnik, zu dessen Stellvertreter Stadtvorordneten-Vorsteher Herr Rabisch ernannt.

Die in die Wählerliste aufgenommenen Staatsbürger werden hierdurch ersucht, von ihrem Wahlrechte Gebrauch zu machen.

Nebra, den 10. Januar 1907.

Der Magistrat.
Strauch.

Zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers und Königs findet **Sonntag, den 27. Januar d. J., nachmittags 2 Uhr, im Schützenhause zu Nebra**

Festessen

statt. Die Bewohner von Nebra und Umgegend werden hierzu mit dem Bemerkten freundlichst eingeladen, dass der Preis des Gedeckes auf 2,75 Mk. festgesetzt ist. Wir ersuchen diejenigen Herren, welchen etwa aus Versehen das Zirkular nicht zugehen sollte, ihre Teilnahme bei dem Wirt, Herrn Schlaf, anzumelden. Um möglichst allgemeine Beteiligung wir dringend gebeten.

Nebra, den 10. Januar 1907.

Der Festausschuss:

Bieher, Kabisch, Schwieger, Strauch,
Amtsrichter, Stadtvorordnetenvorsteher, Oberpfarrer, Bürgermeister.

Deutzer Motoren

für alle Gasarten und flüssigen Brennstoffe.
In allen Grössen von 1/2—2000 P.S., seit 40 Jahren erprobt und bewährt in allen Betrieben von

Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie.
Heizgas-Anlagen, Pumpwerke, Sauggas-Anlagen.
Ergin-Motoren, Lokomobile, Lokomotiven.
Gasmotoren-Fabrik Deutz
Ing.-Bür. u. Werkstatt — Leipzig — Gerberstrasse 1.

Paketadressen

zum Aufkleben, gummiert, sind stets zu haben in der Buchdruckerei des „Nebraer Anzeiger“.

Zoll = Inhaltserklärungen

sind zu haben in der Buchdruckerei Nebra.

Rechnungen sind stets zu haben in der Buchdruckerei Nebra.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.

Der große Unterschied!

„Verfeinertes“ ist kein „Malzkaffee“ und Malzkaffee noch lange kein „Kathreiner Malzkaffee“. Denn der echte „Kathreiner“ ist nach dem Urrezept der wissenschaftlichen Autoritäten nicht nur in Bezug auf seinen Gehalt ein in jeder Hinsicht vollkommener „Malzkaffee“, sondern beruht vor allem allein unter sämtlichen Erzeugnissen seiner Art einen würzigen, vollen, kaffeeähnlichen Wohlgeschmack. Man verlange in den Geschäften deshalb ausdrücklich nur den echten „Kathreiner Malzkaffee“ und achte scharf darauf, daß man diesen auch wirklich erhält und keinen anderen. Gerade in der neuesten Zeit ist hier doppelte Vorsicht geboten. Die unangenehm äußerlichen Kennzeichen des echten „Kathreiner“ sind: Geschlossenes Paket in seiner bekannten Ausstattung, Bild, Name und Unterschrift des Pflägers Kneip als Schutzmarke, und die Firma: Kathreiner's Malzkaffee-Fabrik.

Für die einfachste wie feinste Küche ist

MAGGI'S Würze das vollkommenste und billigste Hilfsmittel. Sehr ausgiebig!
Stets zu haben bei Waldemar Kabisch, Kolonialwaren.

Alle deutsche Feuerversicherungs-Gesellschaft wünscht ihre **Agentur**

für Nebra und Umgegend unter günstigen Bedingungen neu zu belegen.
Off. sub C. E. 47 an Haasenstein & Vogler, A.-G. Magdeburg, erbeten.

Einen Kellnerlehrling

sucht zu Offern
Paul Schlaf, Schützenhauswirt.

Liebhaber

eines zarten, reinen Gesichtes mit rosigem jugendlichen Aussehen, weißer, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint gebrauchen nur die aller edelste.

Stechenpferd-Fleischmilchseife
v. Bergmann & Co., Nadebul mit Schutzmarke: Stechenpferd.
à Et. 50 Pf. bei: Walter Gutsmuths.

Hygienische

Bedarfsartikel.
Kataloge gratis und franko
Jaeger-Versand, Leipzig 948.
Vornehmstes, dabei billigstes Haus dieser Branche.

Feinstes geräuch. Lachs trat wieder ein bei Waldemar Kabisch.

Echten Fenchelhonig, schwarze Johannisbeerlakt altbekanntes Gutmittel, Flasche 30 und 50 Pfennig, empfiehlt Walter Gutsmuths.

Feinste Bücklinge, Kieker Spötten, Brat-heringe und Sardinen empfiehlt Waldemar Kabisch.

Eine Wohnung zu vermieten und 1. April zu beziehen
Breite Straße Nr. 109.

Rheumatis- u. Nervenleiden
teilt amont mit, was ihrer Mutter von jahrelangem schweren Nervenleiden geholfen hat.
Marie Schwaner, Mädeln, Fingergasse 2/a.

Alle irgendwo und von wem angebotenen **Bücher** Werke, Broschüren, Musikalien usw. besorgt
Karl Stiebitz.

Palm
Feinstes Pflanzenfett zum Kochen, braten u. backen.

Radfahrervereinigung Nebra und Umgegend.

Sonntag, den 13. Januar, findet im Saale des Schützenhauses unser diesjähriges **Stiftungsfest**,

bestehend in Theater, Reigenfahren und Ball, statt, wozu Freunde und Gönner ergebenst einladet
Anfang Abends 7 1/2 Uhr
Alles nähere befragen die Zettel.

Rossfleisch
den 22. ds. Mts. eröffne ich in Nebra bei Herrn Franz Schmidt einen **Rohfleischwarenverkauf**.

Empfehle sämtliche hochfeine und schmackhafte **Wurst- und Fleischwaren**.
Karl Noseck,
Rohfleischerei mit elektrischem Motorbetrieb, Querfurt.

Verkauf: **Mittwochs und Sonnabends** von früh 9 Uhr ab.

Bürger-Verein.

Am Sonnabend, den 12. Jan., abends 7 1/2 Uhr,
Generalversammlung

im Gasthof zum weissen Ross.
Tagesordnung:

- 1) Rechnungslegung.
 - 2) Wahl des Vorstandes.
 - 3) Geschäftliches.
 - 4) Anträge.
- Um recht zahlreiches Erscheinen bittet der Vorstand.

Siegen Sonntagsblatt.



Sonntagsblatt.

Im Winter.

Wie fällt im Winter mit die Brust
Schredendes Baugen.
Nach Frühlingstagen voller Lust
Erag' ich Verlangen.
Wohl fielen wieder über Nacht
Viellausend Blüten,
Doch kann uns Duft und Farbenpracht
Der Lenz nur bieten.

Die Sonne scheint so fremd und kalt,
So fern zu strahlen —
Wie pflegt' sie früher Feld und Wald
So bunt zu malen!
Wenn nur der Frühling kommen wollt'
Mit seiner Sonne,
Und milder Duff und Blüten hold
Und Herzenswonne.



Das Schloß in Böhmen.

Novelle von Ewald August König.

(1. Fortsetzung.)

„Das Mädchen ist schön?“ fragte der Fähnrich.
„Natürlich, mit Häßlichen habe ich nicht gerne
etwas zu schaffen!“

„Im — — Kammerjungfer?“

„Zu Befehl!“

„Bei der gnädigen Frau?“

„Zarvel!“ — Der Fähnrich atmete auf, er befand sich
also auf dem richtigen Wege, bei einiger Vorsicht mußte
er sein Ziel erreichen.

„Haben Sie die Frau Baronin gesehen?“ fragte er
nach einer Pause, während er dem Burschen eine Zigarre
anbot, die mit einem
Lächeln des Dankes an-
genommen wurde.

Jakob schüttelte sein
blondbehaartes Haupt.
„Sie wissen auch
nichts Näheres über
diese Dame?“

„O doch,“ erwiderte
der Bursche und sein
pffiffiges Lächeln ver-
riet, daß er die Absich-
ten des jungen Herrn
durchschaute. „Sie soll
sehr unglücklich sein.“

„Unglücklich?“ rief
der Fähnrich, bestürzt
von seinem Sitz entpor-
fahrend.

„Still, still,“ flüsterte
der Bursche, „hier
haben die Wände
Ohren, und der Baron ist nicht der Mann, mit dem man
sich einen Scherz erlauben kann!“
Der Fähnrich nickte.

„Wer sagte Ihnen, daß die Baronin unglücklich sei?“
fragte er und seine großen blauen Augen ruhten forschend
mit gespannter Erwartung auf dem Gesichte des Husaren.

„Die Kammerjungfer,“ erwiderte Jakob. „Das heißt,
eigentlich der Reitknecht, der, wie mir scheint, den Baron
nicht leiden kann. Er ließ einige Äußerungen fallen,
während wir die Pferde fütterten, nach denen zu urteilen,
hier im Schlosse nicht alles ist, wie es sein soll.“

„Wie so?“
„Das kann ich so ausführlich nicht sagen. Der Ver-
walter und der Jäger sollen mit dem Baron sehr vertraut
sein, die Baronin lebt zurückgezogen, sie verläßt ihre Ge-
mächer selten und es sollen zwischen ihr und dem Baron
sehr unangenehme Szenen stattgefunden haben.“

Der Fähnrich wanderte fieberhaft erregt auf und ab.
„Unglücklich!“ Diese schöne junge Frau — es war seine
Pflicht, zwischen sie und den zu treten, der dieses Unglück
verschuldete. „Na, ich danke Ihnen einstweilen,“ sagte er
nach einer geraumen Weile; „was wir miteinander ge-
sprochen haben, ver-
schweigen Sie Ihren
Kameraden, — ver-
standen?“

„Zu Befehl!“

„Aber die Kammer-
jungfer müssen Sie zu
gewinnen suchen —“

„Das versteht sich.“

„Ich meine, Sie
müssen sie über alles,
was die Baronin be-
trifft, ausforschen; ver-
stehen Sie?“

„Sehr wohl!“

„Und dann — hm,
wissen Sie, wenn man
der gnädigen Frau
einen Dienst leisten
kann —“

„So ist man ver-
pflichtet, es zu tun.“

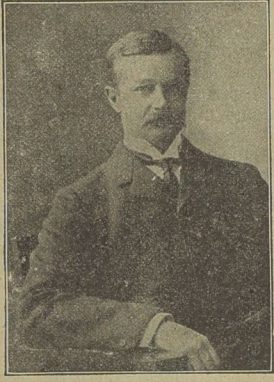
„Gewiß!“

„Sie begreifen das?“ —
„Bon. Sie werden also der Kammerjungfer sagen,
ich wünsche mit der gnädigen Frau eine Unterredung.
Das Mädchen wird hoffentlich schlau genug sein, um den
Weg zu finden, auf welchem die Erfüllung meines
Wunsches sich ermöglichen läßt. Wenn die Frau Baronin
ihre Gemächer nicht verläßt, wird sie auch nicht an der
Tafel erscheinen.“

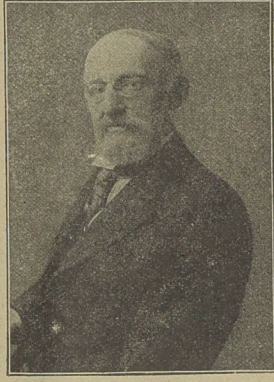
Der Bursche zuckte zweifelnd die Achseln.

„Das läßt sich allerdings voraussehen,“ sagte er.

„Wir werden das ja bald erfahren, gehen Sie nur recht



George v. Lengert-Meyer,
der neue Staatssekretär für das Postwesen
im Kabinett Roosevelt.
(Text S. 16.)



Oskar S. Straus,
der neue Staatssekretär für Handel und
Industrie im Kabinett Roosevelt.



vorsichtig zu Werke und tragen Sie Sorge, daß mir die gewünschte Zusammenkunft bewilligt wird."

Als der Bürsche sich entfernt hatte, blieb der Fähnrich noch lange in Gedanken verloren am Fenster stehen und mancher abenteuerliche Plan tauchte in seiner Seele auf, Pläne, über welche der Rittmeister bedenklich sein Haupt geschüttelt haben würde.

Der Fähnrich war noch jung, er stand in dem Alter, in welchem man gerne phantastisch ausgeschmückte Luftschlösser baut und an die Beständigkeit einer schwimmenden Seifenblase glaubt.

II.

Die Tafel war reich besetzt. Nichts fehlte, was man auf der Tafel eines reichen Schloßherrn zu finden erwarten durfte; die Speisen waren reichhaltig und vorzüglich bereitet, die Weine waren edel und feurig. Dennoch lagerte auf der Stirne des Rittmeisters eine düstere Wolke und manchmal leuchtete es in seinen dunklen Augen auf, just, als solle jetzt der vernichtende Blitzstrahl auf das Haupt des Barons niederfahren. Der Baron war wortfarg, seine mürrische Emsilbigkeit verließ der kühlen Höflichkeit, mit der er seine Gäste bediente, etwas Ergun- genes, wodurch die Offiziere sich unangenehm berührt, ja verlekt fühlen mußten.

Der Rittmeister hatte schon einigemal die Unterhaltung zu beleben gesucht, es war ihm nicht gelungen; jetzt sollte das Eis brechen.

"Ich zolle Ihrer Küche und Ihrem Keller meine volle Anerkennung, Herr Baron," nahm er das Wort, den forschenden Blick auf das düstere Gesicht des Edelmannes richtend, „aber eins müssen wir entbehren. Wir wollen die Frage nicht erörtern, ob wir Ihnen angenehme oder unwillkommene Gäste sind, die Antwort liegt ja auf der Hand; aber ich meine, fait accompli müsse man sich fügen —"

„Beklagen Sie sich darüber, daß ich es nicht tue?" unterbrach der Baron ihn rasch.

„Keineswegs," fuhr der Rittmeister mit ernster Ruhe fort. „Sie haben uns ohne Protest Ihr Schloß geöffnet und unseren Wünschen Rechnung getragen. Aber wie gesagt, eins verlagern Sie uns, und daß Sie dies tun, muß uns fränken."

Ein Lächeln des Hohns glitt flüchtig über die Lippen des Barons.

„Und dieses Eine?" fragte er.

„Wenn die Hausfrau an der Tafel fehlt, so müssen die Gäste dies als einen Beweis —"

„Die Frau Baronin ist unpäplich!" warf der Baron da ein.

„Ich glaube nicht, daß die Unpäplichkeit sie hindert, hier zu erscheinen," erwiderte Eduard, empört über den geringschätzenden und zugleich höhennenden Ton, den der Schloßherr anschlug. „Wir hatten das Vergnügen, sie am Erkerfenster zu sehen, als wir über den Schloßhof schritten."

In den Augen des Barons loderte die Glut der Leidenschaft jäh auf, er bezwang sich und schwieg, aber der Blick, den er dem Leutnant zuwarf, ließ diesen erkennen, daß er durch seine Bemerkung den Haß in der Seele des Edelmannes gehährt hatte.

„Ich wiederhole Ihnen, wir bedauern das sehr," nahm der Rittmeister noch einmal das Wort, „es scheint mir, als wolle man uns gar zu deutlich fühlen lassen, daß wir hier ungebetene Gäste sind."

Der Baron zuckte die Achseln.

„Sie waren österreichischer Offizier?" fuhr der Rittmeister nach einer Pause fort und sein Blick schien sich tief in die Seele des Edelmannes bohren zu wollen. „Das Porträt oben im Korridor —"

„Ich war Offizier," unterbrach der Baron ihn rasch, „nach dem Kriege in Italien nahm ich meinen Abschied." „Aber nahe Anverwandte von Ihnen dienen wohl noch in der österreichischen Armee?"

„Mein. Was soll die Frage?"

„Ich bemerkte in der Schlacht bei Sadowa einen österreichischen Kavallerieoffizier, der Ihnen frappant glich, so frappant, daß ich darauf schwören möchte, Sie selbst müßten jener Offizier gewesen sein."

Der Baron verriet nicht das leiseste Zeichen von Überraschung oder Bestürzung, fest und ruhig blickte er den Rittmeister an, und so ruhig wie sein Blick, so kalt und ruhig war auch der Ausdruck seiner Züge.

„Wenn dies wahr ist, und weshalb soll ich es bezweifeln, so muß ich wohl einen Doppelgänger haben," erwiderte er und ein geringschätzendes Lächeln glitt über seine Lippen, „ich werde mir deshalb den Kopf nicht zerbrechen. Würde ich Sie hier empfangen haben, wenn ich in der Schlacht bei Sadowa Ihnen gegenüber gestanden hätte?"

Die Erwiderung, welche der Rittmeister darauf geben wollte, würde vielleicht schon jetzt zu einer unangenehmen Szene zwischen dem Baron und seinen Gästen geführt haben, aber der Eintritt eines Dieners nötigte ihn, sie zurückzudrängen.

Dieser Diener wechselte leise einige unverständliche Wort mit seinem Herrn, der letztere erhob sich und ging nach einer kurzen Entschuldigung hinaus.

„Hol ihn der Kuckuck!" sagte der Rittmeister unwirsch. „Mit welcher Kühnheit dieser Herr eine Tatsache leugnet, die er weiß Gott nicht abstreiten kann!"

„Aber können Sie beweisen, daß er jener Offizier gewesen ist?" fragte Eduard.

„Beweisen? Könnte ich's, so würde ich nicht viele Worte machen."

„Ich muß gestehen, Furcht habe ich vor dem Baron nicht, aber in diesem Schlosse ist es mir unheimlich," sagte der Fähnrich. „Wäre die schöne Baronin nicht unter einem Dache mit uns, so würde ich vorschlagen, ein anderes Quartier zu suchen."

„Oho!" rief der Rittmeister, über dessen Gesicht dunkle Zornesglut sich ergoß. „Ernst, ich bitte Sie dringend, Ihre Worte zu bedenken, ehe Sie Ansichten äußern und Vorschläge machen. Ein anderes Quartier sollen wir suchen? Weshalb? Weil es Ihnen unheimlich ist in diesem Hause? Fürchten Sie, ein Gespenst könnte Ihnen begegnen?"

„Herr Rittmeister!"

„Na, junger Mann, Sie wissen, daß ich mich als Ihren väterlichen Freund betrachte, und da können Sie schon einige ernste Ermahnungen ruhig von mir annehmen. Der preußische Soldat fürchtet den leidhaftigen Gottseibeiuns nicht, verstanden?"

„Gabe ich gesagt, daß ich Furcht hege?" fragte der Fähnrich, der sich gekränkt fühlte.

„Na, Sie haben gesagt, daß Sie sich hier unheimlich fühlen!"

„Weil ich diesem Baron kein Zutrauen schenke, weil ich mich der Besorgnis nicht erwehren kann, daß er jedes Mittel zur Befriedigung seines Hasses gegen die feindlichen Offiziere ergreifen wird, wenn nur die Gelegenheit dazu sich bietet."

Der Rittmeister schüttelte mißbilligend das Haupt.

„So denkt der Herr Leutnant auch," sagte er, „aber ich werde keinen Schritt tun, ehe ich nicht Beweise für die Feindschaft dieses Herrn von Grobian habe! Dann aber soll ihn der Kuckuck holen. Ich lege die ganze Schwadron ins Schloß und meine Zungen werden schon für sich und ihre Pferde hier ein Unterkommen finden."

„Aber die Baronin!" warf der Fähnrich bestürzt ein.

„Was kümmert mich die Baronin?" fuhr der Rittmeister, sich mehr und mehr ereifernd, fort. „Weshalb hält sie sich ihren Gästen fern? Verlangt nicht die Höflichkeit —"

„Sie ist unglücklich!"

„Unglücklich?" fragte Eduard betroffen aufblickend.

„Unglücklich?" wiederholte der Rittmeister nicht minder überrascht. „Woher wissen Sie das?"

„Aus zuverlässiger Quelle."

„So, so! Ei, ei, Sie haben sich ja schon sehr angelegentlich hier umgesehen, Ernst. Na, hüten Sie sich und machen Sie keine dummen Streiche, die Frau Baronin ist keine Verwalterstochter.“

Der Fährnich biß sich auf die Lippe.

„Ein ritterlicher Mann steht der unglücklichen Dame in allen Fällen bei,“ sagte er unwillig; „ich begreife nicht, daß Sie —“

„Junger Freund, wir sind Soldaten und befinden uns in Feindesland, das vergessen Sie nicht,“ warnte der Rittmeister ernst, „was kümmern uns die Verhältnisse einzelner Personen, wir haben weder die Pflicht, noch das Recht, uns dafür im Ernste zu interessieren.“

„Unglücklich?“ fragte Eduard noch einmal. „Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Das ist vorläufig mein Geheimnis, Herr Leutnant.“

„Ah, Sie haben schon Geheimnisse?“

„Wie Sie sehen,“ erwiderte der Fährnich mit einem Lächeln geschmeichelter Eigenliebe auf den Lippen.

„Aber die näheren Umstände werden Sie doch kennen?“

„Nein.“

„Das heißt, Sie dürfen oder wollen sie nicht verraten.“

„Doch, wenn ich nur selbst wüßte —“

„Lassen Sie ihn,“ unterbrach der Rittmeister den Fährnich, während er sein Glas füllte, „unser junger Freund gefällt sich darin, ein Geheimniß zu besitzen, auf welches er größeren Wert zu legen scheint, als es in Wirklichkeit hat.“

„Ein Geheimnis?“ erwiderte der Fährnich. „Ich wüßte nicht, welchen Wert dasselbe für mich haben könnte. Alles, was ich weiß, ist, daß die Baronin sehr zurückgezogen lebt, selten ihre Gemächer verläßt, und daß zwischen ihr und ihrem Gemahl schon oft heftige Austritte stattgefunden haben.“

Der Baron kehrte in diesem Augenblicke zurück.

Wer ihn scharf anblickte, war versucht zu glauben, daß er eine gute Nachricht erhalten habe, ein Zug tüdlicher Bosheit umspielte seine Mundwinkel und in seinem Blick spiegelte diese Bosheit sich wieder.

„Die Frau Baronin wird den Herren die Ehre schenken,“ sagte er, während er Platz nahm, „sie fühlt sich heute ziemlich wohl, ich hoffe, dadurch wird der Vorwurf, den man vorhin mir gemacht hat, seine Spitze verloren haben. Trinken Sie, meine Herren, benutzen Sie die Gelegenheit und erfreuen Sie sich an der Dase, die Sie in der böhmischen Wüste gefunden haben.“

„Er führt irgend etwas im Schilde,“ flüsterte Eduard

dem Rittmeister zu, der gedankenvoll nickte. „Hörten Sie nicht, mit welcher Geringschätzung er auf uns hinabsieht? Man will uns die Ehre schenken — hüten wir uns, diese Höflichkeit, so grob und verlegend sie auch in Wirklichkeit ist —“

„Bitte, wollen Sie Ihre Bemerkungen nicht laut äußern?“ fragte der Baron. „Wenn Sie einen Wunsch hegen —“

„Durchaus nicht,“ unterbrach der Rittmeister ihn in demselben scharfen Tone, „der Herr Leutnant macht mich soeben darauf aufmerksam, daß meine Schwadron wohl auch an dieser Dase sich erfreuen könne. Und in der That, ich muß dem Herrn Leutnant Recht geben,“ fuhr er, den Edelmann scharf fixierend fort, „Raum für die Leute und die Pferde ist hinreichend vorhanden.“

„Ah, verstehe ich recht?“ fiel der Baron ihm rasch ins Wort, „Sie wollen Ihre Schwadron hier einquartieren? Das kann unmöglich Ihr Ernst sein, Herr Rittmeister, und ich streite Ihnen die Berechtigung dazu ab, trotzdem Sie sich in Feindesland befinden. Ihre Leute finden in Dörfe gute Quartiere und zu einer Kontribution mir gegenüber sind Sie um so weniger berechtigt, weil ich Sie gastfreundlich und ohne Wiederrede aufgenommen habe.“

Der Baron hatte das hastig, mit wachsender Erregung gesagt und diese fieberhafte Aufregung war nur zu sehr geeignet, den Argwohn der Offiziere zu bestärken.

„Wollte ich die Berechtigung dazu suchen, würde ich sie finden,“ entgegnete der Rittmeister gelassen, „aber ich sehe bis jetzt noch keine Veranlassung dazu.“

„Eine Drohung also?“

„Durchaus nicht!“

„Ich verstehe, Sie können die Überzeugung nicht quittieren, daß ich der österreichische Offizier gewesen sei, dem Sie in der Schlacht bei Sadova gegenüberstanden. Wäre dies wirklich der Fall gewesen —“

„Brechen wir ab,“ versetzte der Rittmeister, „das Thema muß für uns alle unerquicklich sein, genießen wir den Augenblick und kümmern wir uns nicht um Vergangenes und Zukünftiges.“

„Das ist auch mein Wahrspruch!“ erwiderte der Baron. „Leeren Sie Ihre Gläser, meine Herren und folgen Sie mir, wir werden im Salon der Frau Baronin uns vielleicht angenehmer unterhalten.“

Die Offiziere erhoben sich. Der Baron führte sie durch mehrere Korridore in den Flügel des Schlosses, den seine Gattin bewohnte.

Der Rittmeister konnte nur wenige Worte mit seinen jungen Freunden wechseln. (Fortsetzung folgt.)

Der Rassenbote.

Von Maurice Level.

I.
Ravenot, seit zehn Jahren Rassenbote in demselben Bankhause, war ein Musterbeamter. Nie hatte man ihm die geringste Vorhaltung zu machen, nie den kleinsten Irrtum in seinen Rechnungen festgestellt. Er lebte allein, vermied sorgfältig neue Bekanntschaften, ging nie in die Aneipe, unterhielt keine Liebeslei und schien glücklich und wunschlos. Wenn jemand manchmal in seinem Weisheit sagte: „Es muß doch recht verführerisch sein, so große Summen durch die Finger gleiten zu sehen,“ dann erwiderte er einfach: „Warum? Das Geld, das mir nicht gehört, ist doch gar kein Geld.“

Er war der größte Ehrenmann seines Stadtviertels und Schiedsrichter in allen delikaten Fragen. An einem Ultimo aber kam er nicht nach Hause. Der Gedanke an eine verbrecherische Handlung von seiner Seite kam seinen Bekannten und den Leuten, mit denen er verkehrte, nicht entfernt in den Sinn. Nur die Hypothese eines Verbrechens war das einzig mögliche. Die Polizei stellte eine Untersuchung an und erkundigte sich sorgfältig, wo er überall Geld einkasstiert hatte. Er hatte pünktlich seine

Wechsel vorgezeigt und das letzte Geld in Montrouge gegen sieben Uhr abends eingenommen. Der Gesamtbetrag war etwas über 200 000 Franks. Seitdem ging keine Spur verloren. Man stellte Nachforschungen, eine große Razzia in den verdächtigen Gegenden an, die sich in der Nähe der Befestigungswerke befanden. Man durchsuchte die schmutzigsten Kaschemmen, die sich hier und da in diesem Viertel vorfinden, — nichts war zu entdecken. Sozusagen als Gewissensentlastung telegraphierte man nach allen Richtungen, nach allen an der Grenze gelegenen Bahnhöfen. Doch für die Bankdirektoren, ebenso wie für die Angestellten der Kriminalpolizei war es außer jedem Zweifel, daß Strolche ihn verfolgt, geplündert und ins Wasser geworfen haben mußten. Aus gewissen Anzeichen glaubte man sogar schließen zu können, daß der Schlag von langer Hand von berufsmäßigen Verbrechern vorbereitet worden war.

Nur ein Mensch in ganz Paris zuckte die Achseln, als er das alles in den Zeitungen las, und dieser Mensch war Ravenot. In dem Augenblick, wo die feinsten Spür-

hunde der Präfektur seine Spur verloren, hatte er die Seine durch die äußeren Boulevards wieder erreicht. Unter einem Brückenbogen hatte er Kleider vorgeholt, die er selbst am vorigen Abend an dieser Stelle nieder-

„Notieren Sie auf der Quittung, daß sie nur unter dieser Form reklamiert werden kann. Wenn ein Kijiko dabei ist, so bin ich doch schließlich der Einzige, der darunter zu leiden hat.“

„Nun, meinetswegen. Wollen Sie mir Ihren Namen nennen?“

„Duverger, Henri Duverger.“

II.

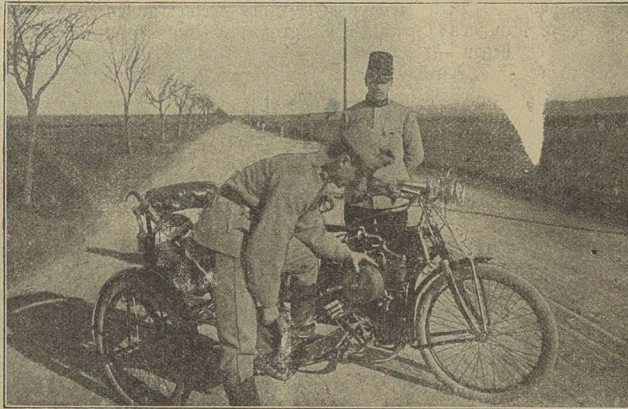
Als er sich auf der Straße befand, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Der erste Teil seines Programms war erledigt. Man konnte ihn fassen, aber das Ergebnis seines Diebstahls war nicht erreichbar.

Er hatte kaltblütig überlegt: „Bei Ablauf meiner Strafe erhebe ich mein Depot. Niemand kann mir mein Eigentum bestreiten. Ich habe vier oder fünf Jahre im Gefängnis zu verbringen und bin dann reich. Das ist weniger dumm, als sich sein ganzes Leben zu schinden. Ich werde auf dem Lande leben und für alle Herr Duverger sein. Ich werde ruhig als braver Mann alt werden und ohne Gewissensbisse Gutes tun.“

Er wartete noch vierundzwanzig Stunden, um sicher zu sein, daß man die Nummern der Scheine nicht befaß, und stellte sich dann, als er über diesen Punkt beruhigt war, ganz gemütlich, mit der Zigarette im Munde, der Polizei. Ein anderer hätte an seine Stelle irgend eine Geschichte erfunden. Er zog es vor, die Wahrheit zu sagen und seinen Diebstahl zu gestehen. Wozu Zeit verlieren? Doch man konnte ihm vor dem Untersuchungsrichter ebenso wenig wie vor dem Schwurgerichtshof ein Wort darüber entziehen, was er mit den 200 000 Franks gemacht hatte. Er beschränkte sich auf die Aussage:

„Das weiß ich nicht mehr, ich bin auf einer Bank eingeschlafen. Als ich erwachte, hatte man mir ebenfalls alles weggenommen.“

Dank seinem tadellosen Vorleben wurde er nur zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Ohne mit der Wimper zu zucken, trat er die Strafe an. Er zählte 35 Jahre, nach seiner Berechnung mußte er zu 40 Jahren frei und reich sein. Er betrachtete diese fünf Jahre als ein kleines, notwendiges Opfer. Im Gefängnis, in dem er seine Strafe verbüßte, war er das Muster aller Sträflinge, wie er früher das Muster aller Angestellten gewesen



Telegraphen-Motorrad in der österreichisch-ungarischen Armee: Anbringen der Drahtspule. (Text f. S. 16.)

gelegt, die 200 000 Franks in seine Tasche gesteckt, aus seinem Rock und seiner Geldfalte dann ein großes mit Steinen beschwertes Paket gemacht, das Ganze in den Fluß geworfen und war dann ruhig nach Paris zurückgekehrt. Er stieg in einem Hotel garni ab und verfiel bald in einen ruhigen Schlummer. In wenigen Stunden hatte er sich zu einem Dieb ersten Ranges entwickelt.

Er hätte nun unter Benutzung seines Vorsprungs den Zug besteigen und über die Grenze eilen können, doch er war zu flug, um nicht zu wissen, daß ihn einige hundert Kilometer nicht vor den Gendarmen schützen konnten, und gab sich über das Schicksal, das ihn erwartete, keinerlei Illusionen hin. Er würde gefaßt werden, darüber gab es gar keinen Zweifel. Darum hatte er auch einen ganz anderen Plan entworfen.

Als der Tag angebrochen war, steckte er die 200 000 Franks in ein großes Kuvert, das er mit einem Siegel verjah, und begab sich zu einem Notar.

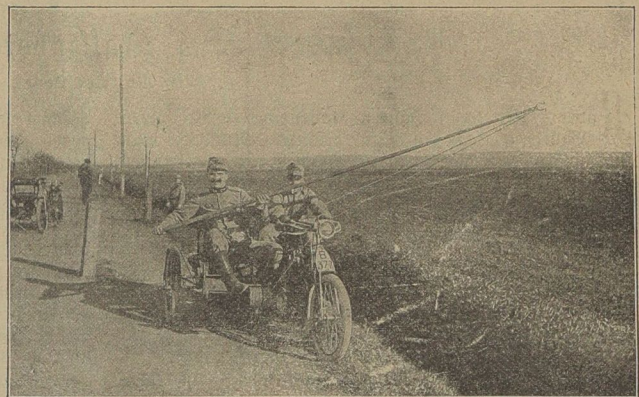
„Mein Herr,“ sagte er, „es handelt sich um Folgendes: Ich habe in diesem Kuvert Wertpapiere, Effekten, die ich in Sicherheit zu bringen wünsche. Ich trete eine weite Reise an und weiß nicht, wann ich zurückkomme. Ich will Ihnen dieses Kuvert anvertrauen. Ich denke doch, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Ihnen dieses Depot übergebe?“

„Gewiß nicht, ich werde Ihnen eine Quittung ausstellen.“

Er nickte zustimmend mit dem Kopf und überlegte dann: Eine Quittung! Wo sollte er sie hinlegen, wem sollte er sie anvertrauen? „Wenn ich sie bei mir behalte,“ sagte er sich, „so verliere ich den ganzen Nutzen meines Depots.“ Er schwankte einige Augenblicke, denn diese Kombination hatte er nicht vorhergesehen, und sagte dann in ganz natürlichem Tone:

„Mein Gott, ich stehe ganz allein auf der Welt da, ohne Freunde und ohne Verwandte. Die Reise, die ich antrete, ist ziemlich gefährlich. Die Quittung könnte immerhin verloren gehen, vernichtet werden. . . . Könnten Sie nicht der Einfachheit halber, — man weiß ja nicht, wer am Leben bleibt und wer stirbt — das Papier bei sich, bei Ihren Akten aufbewahren? Ich brauchte dann nur bei meiner Rückkehr Ihnen oder Ihrem Nachfolger meinen Namen zu nennen. . . .“

„Das heißt . . .“



Auslegen des Drahtes mit der Stangengabel in den Straßengraben. (Text f. S. 16.)

war. Er sah die Tage ohne Ungeduld oder Aufregung vorübergehen und war nur für seine Gesundheit besorgt. — Endlich kam der Tag seiner Freilassung! Man hatte ihm sein kleines Vermögen — etwas über zehn



—* Huf der Eisbahn. *



Franks — ausgehändigt, doch er wollte zunächst zu dem Notar gehen. Von dieser Stunde hatte er lange genug geträumt. In seinem Kopf sah er die Szene vor sich, wie sie sich abspielen mußte.

Er klingelte und man ließ ihn in das große, feierliche Bureau treten. Ob der Notar ihn wohl erkennen würde?

Er sah sich in einen Spiegel. Er war wirklich recht alt geworden und sah recht verwüstet aus . . . Nein, gewiß nicht, der Notar würde ihn sicher nicht erkennen, . . . haha, das war dann nur um so komischer.

„Sie wünschen, mein Herr?“ würde man ihn fragen.

„Ich komme wegen eines Depots, das ich Ihnen vor fünf Jahren übergab.“

„Was für ein Depot? . . . auf welchen Namen?“

„Auf den Namen des Herrn . . .“

Er blieb plötzlich stehen und murmelte:

„Das ist doch aber ein bißchen stark — jetzt erinnere ich mich nicht mehr an den Namen, den ich angegeben habe.“

Er suchte und suchte . . . fand aber nichts. Er setzte sich auf eine Bank, fühlte, wie die Nervosität sich langsam seiner bemächtigte und sagte zu sich selbst:

„Nur Ruhe . . . Ruhe — Ruhe . . . Herr . . . Herr . . . Mit welchem Buchstaben fing es doch gleich an?“

Eine Stunde lang kehrte er in seinem Gedächtnis alles um und suchte einen Punkt zu finden, an den er sich anklammern konnte . . . verlorene Mühe. Der Name tanzte vor ihm und um ihn her, er sah seine Buchstaben herumspringen und seine Silben schienen ihn förmlich zu fliehen. Jeden Augenblick hatte er die Empfindung, er sehe ihn vor sich, er schwebte ihm auf der Zunge . . . Doch nein, . . . nichts — nichts . . . Zuerst hatte er es nur etwas peinlich empfunden, dann aber wurde die Sache zu einem reizenden, bohrenden deutlich fühlbaren Schmerz, der ihn fast körperlich quälte. Aufsteigende Hitze brannte in seinem Gesicht, die Muskeln zogen sich zusammen, er konnte nicht mehr auf dem Fleck ruhig sitzen. Ein nervöser Tic schüttelte seine Hände. Er biß sich auf die trockenen Lippen, und hatte gleichzeitig Lust, zu weinen und sich zu schlagen. Doch je mehr er seine Aufmerksamkeit anstrenge, um so mehr schien sich der Name zu entfernen; er stampfte mit dem Fuß auf, erhob sich und sagte:

„Wozu noch suchen? . . . Ich werde ihn ja doch nicht finden. . . . Es bleibt mir nichts weiter übrig, als gar nicht daran zu denken, dann wird er schon von selbst kommen.“

III.

Doch man reizt sich einen quälenden Gedanken nicht so ohne weiteres aus dem Kopf. Er mochte sich noch so sehr bemühen, die Passanten anzublicken, noch so oft vor den Auslagen stehen bleiben, noch so scharf auf alle Geräusche der Straße lauschen. Bei allem, was er vernahm, ohne etwas zu hören, und was er anblatte, ohne etwas zu sehen, tauchte immer und immer wieder die eine Frage auf:

„Herr . . . Herr . . .“

Die Nacht brach herein. Die Trottoirs wurden leer. Vor Müdigkeit zusammenbrechend, ging er in ein Hotel garni, ließ sich ein Zimmer geben und warf sich angeleidet auf das Bett. Er suchte noch immer. Bei Tages-

anbruch schlummerte er, vor Müdigkeit erschöpft, ein. Als er erwachte, war es heller lichter Tag. Er streckte sich lange, faul und zufrieden, doch plötzlich kehrte die auf einen Augenblick entflozene fixe Idee wieder zurück.

„Herr . . . Herr . . .“

Ein neues Gefühl gestellte sich seiner Angst zu: die Furcht, die Furcht, diesen Namen gar nicht mehr zu finden. Er erhob sich, ging aus, wanderte stundenlang aufs Geradewohl umher und umschlich das Haus des Notars. Zum zweitenmal brach die Nacht herein. Er bohnte sich die Nägel in den Schädel und stöhnte:

„Das ist zum Verriicktwerden!“

Ein entsetzlicher Gedanke trat vor sein geistiges Auge. Er hatte 200 000 Franks in Banknoten, 200 000 Franks, die er allerdings nicht rechtmäßig erworben, die ihm aber gehörten, und die er nicht in seinen Besitz bringen konnte! Um sie zu bekommen, hatte er fünf Jahre im Gefängnis gefessen, und nun entschlüpfen sie ihm wie mit einem Zauberschlage! Er sah sie im Bereiche seiner Hand und verlor sie durch ein einziges Wort, das ihm nicht in den Sinn kommen wollte!

Er schlug sich heftig vor den Kopf und fühlte, wie sein Verstand schwankte. Er rannte an die Gasflammen, taumelte gegen die Bordstufen . . . Das war keine fixe Idee mehr, kein Schmerz, das war eine heftige Dual, die sein ganzes Wesen, sein Hirn und seinen Körper gefangen hielt! Es lebte die Gewißheit in ihm, er würde das Wort nicht mehr finden, ihm war es, als schreie ihm eine Stimme höhnisch ins Ohr, als deuteten die Passanten mit den Fingern auf ihn. Er begann geradeaus zu laufen, aufs Geradewohl, rannte die Leute an und wich den Wagen nicht mehr aus. Er wünschte, es möchte einer gegen ihn die Hand erheben, um ebenfalls zuschlagen zu können. Ein heftiges Verlangen packte ihn, ein Pferd möchte ihn zu Boden reißen und auf seinem schmerzenden Körper herumtreten. . . .“

„Herr . . . Herr . . .“

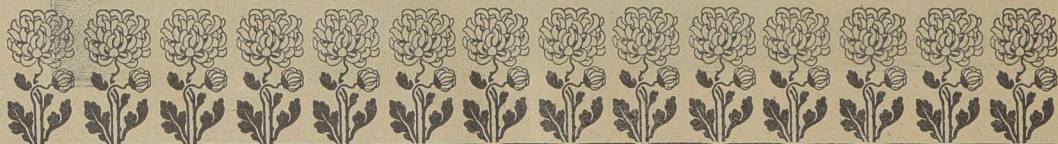
Er sah zu seinen Füßen die grünlich schimmernde Seine, die ruhig plätschernde Seine, die unter den Sternen glitzerte. Er schluchzte laut auf:

„Herr . . . Herr . . . o, dieser Name — dieser Name . . .“

Er stieg die Stufen hinunter, die zum Ufer führten und streckte sich, platt auf dem Bauche liegend, nach dem Flusse zu aus, um seine Hände und sein Gesicht zu befeuchten. Er feuchte . . . Das Wasser zog ihn magnetisch an, . . . es bespülte seine Augen, seine Ohren, seinen ganzen Körper. Er fühlte, wie er hinunterglitt, er machte nicht einmal eine Bewegung, um sich an die Böschung zu klammern . . . und fiel. Die Kälte peitschte ihm das Gesicht. Er streckte die Arme aus, richtete den Kopf in die Höhe, verschwand . . . kam aber dann wieder an die Oberfläche und brüllte plötzlich in verzweifelter Anstrengung, mit entsetzten Augen und verzerrtem Munde:

„Ich hab' ihn gefunden, zu Hilfe . . . Duverger . . . Du . . .“

Der Quai war leer, das Wasser klatschte an die Brückenpfeiler, das Echo des dunklen Bogens wiederholte den Namen im tiefen Dunkel. Der Fluß wälzte sich langsam und faul dahin, weiße und rote Lichter tanzten darauf, eine etwas stärkere Woge belebte die Böschung, dann ward alles still . . .



Wenn eben wo Begriffe fehlen,
Da heilt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten.

Fürs Haus.

Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Dala räumen.

Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnig, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ah, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ah, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich tiefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Rängst verscholl'nes altes Lied!
Leb' aufs neu' in heiligen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine festigsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.
M. v. Schenkendorf.

Anleitung zur Nagelarbeit.

Die Nagelarbeit ist eine rasch fördernde, leicht zu erlernende Handarbeit, die besonders Knaben in größter Vollkommenheit anfertigen können. Sie ist überall am Platze, wo man dem Grundstoffe folgt, daß „die Kunst das Leben verschönt“. Die Nagelarbeit dient zur Ausschmückung von farbig gebeizten (braunen oder grünen) Gegenständen und von mit Blüsch oder Leder überzogenen Gebrauchs- und Luxusgegenständen. Ihr Wert wird durch eine geschmackvoll ausgeführte Nagelarbeit bedeutend erhöht. Der zu verzierende Gegenstand muß aus möglichst weichem Holze (Erlenholz ist das beste für unseren Bedarf) bestehen. Es kann entweder gebeizt, gewischt oder mit Stoff überzogen sein. Zum Beizen eignen sich Blüsch, Tuch und Leder, auch guter Atlas. Der Stoff sollte nicht sehr leuchtende Farben zeigen, damit die eigentliche Verzierung, die Nagelarbeit, voll zur Geltung komme.

Um nun eine genaue Vorzeichnung zu haben, überträgt man sie vom Muster auf Pauspapier (auch kann ganz dünnes Briefpapier, sog. überleisches) genommen werden. Diese „Pauze“ befestigt man mit Heftzwecken auf dem auszumähdenden Gegenstand. An jeder Stelle, wo ein Nagel stehen soll, setzt man den „Stecker“, d. h. einen starken, spähleren Dorn mit Holzgriff, senkrecht auf und schlägt mit dem Hammer, je nachdem, für kleine Nägel leicht, für große hart, darauf. Nachdem der Stecker dann wieder herausgezogen ist, drückt man den betreffenden Nagel in das Holz, schlägt ihn jedoch erst fest, wenn man sich von der richtigen Anordnung aller Nägel überzeugt hat und das Pauspapier sorgfältig weggezupft ist. Damit sich die Stifte der Nägel nicht verbiegen und der Hammer die Köpfe nicht beschädigt, setzt man das „Schutzholz“ auf den Kopf des Nagels und schlägt auf

dieses, bis der Nagel festhitzt. Das erforderliche Material ist überall erhältlich, und die Nägel sind billig. Wer sparen will, kann sich auch recht gut ohne Stecker und Schutzholz behelfen, er muß nur desto mehr Aufmerksamkeit verwenden. Anstatt des Steckers bedient man sich einfach einer starken Nadel, um das Papier zu durchbohren und den richtigen Platz für den Nagel zu bezeichnen. Um nun das Schutzholz entbehrlich zu machen, braucht nur jedesmal vor dem Aufschlagen ein Tuch über den betreffenden Nagel gelegt zu werden. Das ist zwar etwas umständlicher, dafür aber auch weit billiger. Ausdauer gewinnt den Sieg, und der erste Versuch ist nicht genug.

Zu Tisch.

Gut Gericht — köstlich Geseht.

Lungensuppe. Hierzu eignet sich am besten Kalbslunge und Herz. Diese werden gewäscht, sauber gewaschen, in kleine Stücke geschnitten und kalt aufgesetzt. Nachdem es ausgegüht, fügt man das Wurzelwerk bei und klärt die Brühe, sobald das Fleisch gar ist. Letzteres kann je nach Belieben noch kleiner geschnitten, die Suppe mit Buttermehl gerührt und in die Terrine über das Fleisch gegossen werden.

Spinat mit Reis. Man kocht etwa 125 Gramm Reis, nachdem man ihn blanchiert hat, in kräftiger Bouillon weich, blanchiert inzwischens 3 Pfund gelesenen und sauber gewaschenen Spinat, wiegt ihn, dünstet ihn in Butter und läßt dann beide Teile abkühlen. Nun verrührt man den Reis mit 3 Eigelb, den Spinat mit einigen Löffeln saurer Sahne und etwas geriebener Semmel, füllt alsdann beides in eine gut mit Butter ausgestrichene Form und bäckt das Gericht im Ofen ungefähr 1/2 Stunde, stürzt es und gibt selbiges mit Hamburger Rauchfleisch zu Tische.

Französische Bratrollen. 500 Gramm Rindfleisch und 250 Gramm roher Schinken wird fein gewiegt, mit gehackten Zwiebeln, Petersilie, Thymian, Champignons, Salz und Pfeffer gewürzt, mit 2 Eiern vermischt und zu kleinen fingerlangen Rollen geformt, nun wendet man sie in Ei und geriebener Semmel, brät sie in Butter und reicht sie als sehr wohl-schmeckende Gemüsebeilage.

Koteletten in Wein. Die gefalzenen und zierlich zurechtgestriekten Kalbskoteletten bestäubt man mit Mehl und brät sie in Butter etwa 3 Minuten auf jeder Seite, begießt sie dann mit 2 Gläsern Rheinwein, bestreut sie mit Kapern und dampft sie langsam noch 1/2 Stunde. Die Sauce macht man mit wenig Kartoffelmehl feimig, fügt noch etwas Wein hinzu und übergießt die Koteletten mit derselben.

Probaturum est!

Wer vieles bringt,
Wird manchem etwas bringen.

Dauerhafter Kitt für Stubenöfen. Man siebt gute Holzasche durch ein feines Sieb, bringt ebenso viel gestohlenen und durchgeseihten Lehm hinzu und vermischt beides mit etwas Salz. Hierauf feuchtet man diese Mischung mit so viel Wasser an, daß ein Teig entsteht, und streicht damit die Ritze des Ofens zu. Dieser Kitt berstet nicht und nimmt eine außerordentliche Härte an. Nur darf der Ofen nicht heiß sein, während verkitet wird.

Kleiderplüsch von Regentropfen zu reinigen. Man hält die betropften Stellen von der linken Seite über Wasserdampf und büffelt zugleich auf der rechten Seite den Plüsch gut ab. Die entstehenden Dämpfe richten den Plüsch wieder auf. Allenfalls ist das Verfahren zu wiederholen.

Hausarzt.

Kleine Mittel — große Wirkung.

Gegen Krätze hat sich Kerubalsam als vorzüglichstes Mittel bewährt; er tötet die Kratzmilben sicher innerhalb 40 Minuten. Der Kerubalsam wird jetzt auf die Haut eingerieben; es genügen 50 Tropfen für den ganzen Körper. Sowohl vorher, als einige Stunden nach der Behandlung, sind Reinigungsbäder mit grüner Seife vorzunehmen. Die Prozedur muß nötigenfalls wiederholt werden.

Um sich gegen den Wandwurm zu schützen, soll man Rind- und Schweinefleisch, Hecht und Lachs nur gefocht oder gut durchgebraten genießen, niemals aber roh oder halbroh.

Arbeitskörbchen.

Segen ist der Mühe Preis.

Salontischdecke mit Applikationsarbeit. Eine applizierte Decke läßt sich mit geringen Mitteln schon recht geschmackvoll herstellen, natürlich kann man aber auch dieselbe äußerst elegant ausstatten, so daß sie ein Paradestück für den Salon ist. Man kann als Grundstoff Wall- oder Baumwollstoffs, Tuch- oder Seidenstoff nehmen, je nachdem die Decke einfacher oder eleganter werden soll und wählt die Grundfarbe passend zu der Nuance der Portieren, Vorhänge usw. des Salons. Aus den verschiedensten Seiden-, Samt-, feinen Tuchstücken und dergl. schneidet man mit scharfer Schere Blätter, Blüten, Knospen und andere Formen, die man mit etwas Watte unterlegt, auf dem Grundstoff geschmackvoll nach einer Zeichnung arrangiert und dann mit Säumnähen feinstnäht. Durch Fierstiche und Umranden mit Goldfäden, Gold- oder Seidenschürden werden die Konturen begrenzt. Staubfäden und Blattäberchen, die man mit Bleistift vorzeichnet, stellt man mittelst Stielstich her. Wer zeichnen kann, fertigt sich wohl nach eigener Phantasie ein Muster an, wer jedoch diese Kunst nicht versteht, findet in den verschiedenen Modedrähtern reichlich Anregung. Eine sehr hübsche Decke mit Applikationsarbeit sah folgendermaßen aus: Sie mißt einen Meter im Quadrat und besteht aus rotem Grundstoff mit einem losen Blatt- und Blütengerant, welches sich von allen vier Ecken nach der Mitte zu hinaufzieht, freie Stellen vom Grundstoff sind mit einzelnen kleinen Blüten und Blättern, die wie vom Gezweig abgefallen erscheinen, teilweise bedekt. Die Blätter sind teils aus Samt, teils aus Seidenstoff in verschiedenen grünen Nuancen gefertigt. Knospen und Blüten sind rosa und lila gehalten. Das Ganze ist reich mit Goldfäden ausgefäht und feinem Goldschmuck umrandet. Die Decke ist mit rotem Satin gefüttert und mit rostedener Sechur umgeben.

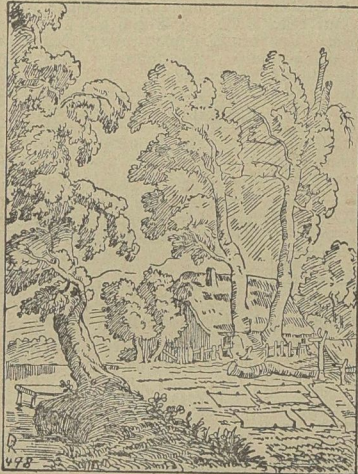


Bordüre in Weißstickerei für Kragen, Decken usw.



Humor und Rätsel.

Beyer-Bild.



Wo ist die alte Fischerfrau?

Beim Wort genommen. „Ich möchte Sie um etwas bitten; hoffe bestimmt, daß Sie es für sich behalten!“ — „Gern, mit dem größten Vergnügen!“ — „Leihen Sie mir 50 Mark!“ — „Gut, die werde ich für mich behalten!“

Abwechslung. „Nachdem dem Herrn Kommerzienrat Mayer sein Kassierer mit dessen Frau durchgegangen ist, hat er sich eine Kassiererin genommen!“ — „Nun, und jetzt?“ — „St er mit der Kassiererin verlobt!“

Immer derselbe. Gast (zum Hausierer): „Bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe!“ — Hausierer: „Vielleicht ein Schrittmesser angenehm?“

Zu unseren Bildern.

Deutschtum im Auslande. (Hierzu die Bilder Seite 9.) Es ist bekannt, daß die Deutschen, die im Auslande eine zweite Heimat suchen und finden, ohne ihr Deutschtum zu vergessen, doch gute Staatsbürger des betreffenden Landes werden und sich am öffentlichen Leben stets rege beteiligen. Kraft ihrer Intelligenz und Arbeitsfreudigkeit wissen sie sich auch nicht selten führende Stellungen in den Verwaltungen usw. zu erwerben. Beweis dafür ist von neuem die Neubildung des Kabinetts Roosevelts in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wobei zwei Mitglieder in das Kabinett berufen wurden, die aus Deutschland stammen. Der Sekretär für Handel und Industrie, Oskar S. Strauß, ist 1850 in der Rheinpfalz geboren und Georg von Renger-Meyer, der neue Generalpostmeister, ist gleichfalls Deutscher.

Das Motorrad im Dienste des militärischen Nachrichtenwesens. (Bilder S. 12.) Beim militärischen Nachrichtenwesen finden wir nicht nur den Telegraphen und den Fernsprecher verwendet, sondern auch die Briestaube, den Kriegshund, den Luftballon, das Automobil und das Fahrrad, bei wech letzterem das Motorrad in jüngster Zeit besonders bevorzugt wird. Im österreichischen Heere, wo man diesen Kraftfahrzeugen das höchste Interesse entgegenbringt, sind Versuche gemacht worden, das Motorrad beim Auslegen von Drahtleitungen für Telegraphen und Fernsprecher nutzbar zu machen. Zu diesem Zweck wird neben dem Motorrad ein Weiwagen angebracht, so daß aus dem Zweirad ein Dreirad entsteht; in diesem Weiwagen nimmt der Begleitmann Platz, der für das Auslegen des Leitungsdrahtes bestimmt ist. Am vorderen Teil des Weiwagens ist eine Spule mit dem auszuliegenden Draht befestigt, der sich während der Fahrt abwickelt. Der Führer des Motorrades hat dieses nur zu lenken und die Schnelligkeit der Fahrt zu regeln, damit der Draht in richtiger Weise ausgelegt werden kann. Dies besorgt der Begleitmann, der zu diesem Zwecke mit einer langen, in eine Gabel auslaufenden Stange versehen ist, die er mit beiden Händen zu handhaben hat; seine Waffe befestigt er, um weniger behindert zu sein, an der rechten Seite des Weiwagens. Mit dieser Stangengabel nun wird der Leitungsdraht, der sich vor dem Motorrad und nicht etwa hinter diesem abwickelt, in dem Straßengraben oder in den Kronen der Bäume ausgelegt. Kommt das Motorrad an eine Zwischenstation, so wird von einem Mann dieser Station ein sichtbares

Zeichen gegeben, worauf das Motorrad an der Station anhält, um diese in die Leitung einzuschalten. Sobald dies geschehen ist, geht es mit rasender Eile weiter. Fahrer und Ausleger müssen gut miteinander eingeübt sein, alsdann hat es sich als mit Leichtigkeit ausführbar erwiesen, in der kurzen Zeit von zwanzig Minuten eine Drahtleitung von 10 Kilometer Länge anzulegen. Ein derartig schnelles Herstellen einer ausgedehnten Drahtleitung ist namentlich zur Verbindung der Vorpostenlinie mit den weiter rückwärts gelegenen Kommandoabteilungen durch Fernsprechapparate von Bedeutung, weil es dem höheren Truppenführer Gelegenheit gibt, auf Grund der eingegangenen Nachrichten sofort seine Anordnungen in die vorderste Gefechtslinie gelangen zu lassen.

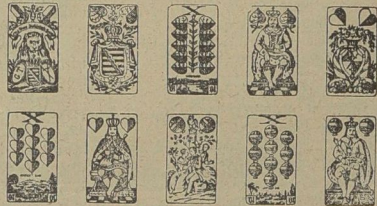
Staufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

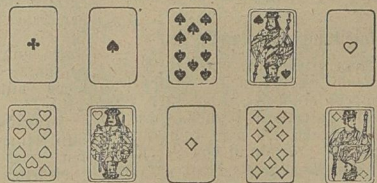
V, der Vorhandspieler, hatte bis Null-ouvert gehalten, mußte aber dann passen, da M, der Mittelhandspieler, Grand bot und nach den hier geltenden Regeln jeder Grand über alle anderen Spiele ging. M hatte folgende Karten:

a A; b A, 10, K; c A, 10, K; d A, 10, K.

Deutsch.

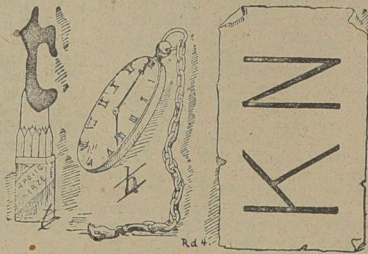


Französisch.



M verlor das Spiel und erhielt keinen einzigen Stich; im Etat lag d 7, d 8. Die Jungen sahen verteilt. H hatte nur 13 Augen in der Hand. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Bilderrätsel.



Rätsel - Auflösungen voriger Nummer:

Zahlenrätsel.

D S S U S E U L U
 S E P T E M B E R
 T E U C M E T U T

Bilderrätsel.

Liebe macht blind.

Füllrätsel.

Orden, Fürst, Licht, Weib, Ente, Prügel, Predigt.
 Der Schein trügt.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.



Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erstheft
Mittwoch u. Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 M. pränumerando, durch
die Post oder andere Boten 1,20 M., durch
die Briefträger frei ins Haus 1,45 M.

Insertionspreis
für die einspaltige Kopfsäule oder deren
Raum 15 Pf., 61 Zeilenlang 10 Pf.
Kleinere von Seite 15 Pf.
Terminierte
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr
angenommen.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierteljährig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. N.

Nr. 4.

Nebra, Sonnabend, den 12. Januar 1907.

20. Jahrgang.

Eine Rede des Kolonialdirektors.

Vor einer Gesellschaft von Gelehrten, die sich zusammengefunden hat, um die Auffklärung über die deutschen Kolonien in die weitesten Kreise zu tragen, hat Kolonialdirektor Dernburg eine äußerst bemerkenswerte Rede gehalten, deren wichtigste Punkte wie folgt lauten: Die Frage der deutschen Kolonien, ihre Behandlung und ihre Zukunft ist meines Erachtens ganz unabhängig von der Stellung, welche man als Parteipolitiker einnimmt, sie ist unabhängig von der sozialen Stufe, auf welcher sich der Beurteilende befindet. Das Gleitende an den Kolonien ist gerade, daß es ein verhältnismäßig freies Spiel geben für die uneingeschränkte Betätigung eines zivilisierten Volkes, wie des deutschen, nach der Nüchternheit der Abtragung der ethischen Ideale, der kulturellen Fortschritt, seiner vorgeschrittenen wirtschaftlichen Entwicklung. Wie es alle kolonisierenden Nationen erfahren haben, ist zwar die kolonialistische Aufgabe eine schwere, aber auch eine ungemein lohnende und mit erheblichen Ansätzen verbundene. Die Nation, die hierfür die Gelegenheit oder die Voraussetzungen nicht hat, wird nicht erfolgreich kolonisieren können, und es ist ein Verstoß auf das Selbstbewußtsein einer Nation, auf ihr ideales Sitten und ihre Machtmittel, wie sie sich einer solchen Aufgabe gegenüberstellen. Für uns Deutsche ist die Periode, in der wir leben, die Periode, in der die Erfolge noch kleiner sind, als man sie nach den angewandten Mitteln verlangte, da hinsichtlich der drei Zustände in drei verschiedenen Richtungen an die Arbeit der deutschen Nation gestellt haben, und es liegt sehr zu nahe: fängt sich die Nation innerhalb tätig und folgt genau, eine einmal begonnene Kulturarbeit nicht aufzugeben, sich für sie noch mehr, weitere Aufgaben zu machen, die nicht unmittelbar rentieren, aber will sie sich in Kleinmut, unter abgewandten Augen und abgedeckt durch den Dampf, den die Skonomie der Kolonialfabrik erzeugen, zurückziehen?

Wenn ein Mikrotium über die Opfer entstanden ist, so liegt das zum großen Teil daran, daß es in die breiten Schichten des Volkes bisher noch nicht gedrungen ist, was dem eigentlichen Kolonialismus heißt, weil diese liegen. Kolonialismus heißt die Ausbreitung des Wohlens, seiner Schätze, der Pflanzen, der Tiere und vor allem der Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation, und diese ist dafür zu der Gewannde ihrer höheren Kultur, ihrer stillen Bedürfnisse, ihrer besseren Methoden verpflichtet. Angewandt, mein Herr, das aber, daß das ganze Volk eines solchen in Kolonialisation genommenen Landes sich von Grund aus ändert. Es ändert sich zunächst und von dem Gesichtspunkte des Naturforschers aus leidet die ganze Fauna. Es verändern die nicht abnehmbaren Tiere, und es treten an ihre Stelle andere Tiere, die importiert werden. Mit dem Verschwinden dieser Tiere und der Abnachtung anderer ändert sich aber natürlich auch ein Teil der Beschäftigung des Eingeborenen. Genauso ändert sich die Pflanzenwelt, teils wird sie vom Eingeborenen raubbaumartig ausgeheut, weil hohe Preise für die Produkte gezahlt werden, zum Beispiel für Gummis, teils fällt sie der wirtschaftlichen Kultur mit besseren Methoden zum Opfer. Der Urwald wird teils ausgerodet, teils forstmäßig verwaltet, die Schungel werden durch Bahnen und Straßen durchbrochen. Aus Gründen der Schiffahrt und der Gesundheit werden Wasserläufe fortgeräumt. Alles dies ändert naturgemäß wieder an seinem Teil auch die gewohnte Lebensweise und die gewohnte Arbeit des Eingeborenen. Mit diesem allen oder kommt eine neue Originalität mit neuer Sprache und ein neues Recht und nicht zum wenigsten es kommt zu ihm ein neuer Glaube, neue moralische Begriffe, und es kommt zu ihm die Schule. — Dinge, die zusammen neu auftretend, selbst einen Europaer in Verwirrung legen würden. Nun ist aber der Eingeborene der wichtige Gegenstand der Kolonialisation. Denn da die Sklaverei abgeschafft ist,

die geeigneten Arbeiter also nur entweder auf dem Wege des Kontratts aus andern Kolonien, oder aus der eigenen bezogen werden können und die Leitung des Eingeborenen das wichtigste Medium bildet, so liegt hier ein wichtiges Problem. Tausende von Jahren haben jene Eingeborenen gelebt vom Krieg und der Sklaverei, von Jagd und vom Tierfang, von der Gewinnung wilder Früchte. Jahrtausende haben sie ihre eigenen Gebräu und deren Gerätschaften gehabt, Jahrtausende war es ganz in der Ordnung, daß man die Hände am Feinde nahm unbezahlt, daß man Frauen als Beute nahm, daß man die Hände am Feinde nicht nur löste, sondern auch fraß. Nun verlangen gewisse deutsche Kolonialisten, daß innerhalb dreißig Jahren diese Menschen umgewandelt werden, nach europäischer Methode Handtätig werden sollen.

Nachdem der Kolonialdirektor an dem Beispiel anderer Nationen entgegen ist, daß zur Lösung dieser wichtigen Aufgabe Geduld, Geschick und Opferfreudigkeit gehören, schließt er mit den Worten: „In unserer Nation schlummern viele und starke Kräfte, die bereit sind, sich in den Dienst einer großen nationalen Aufgabe zu stellen. Helfen Sie uns, diese Kräfte zu lösen. In Sie, die Hüter der Kulturgüter unserer Nation, an die Führer und Lehrer unserer heranwachsenden Geschlechter geht in nationalen Interesse unsere Bitte, helfen Sie uns, die Freudigkeit zu erwecken, ohne die nach einem blutigen Kampf die Weltkolonialpolitik Erfolg haben kann.“

Im Anschluß an das Gelesene vom 5. Juli 1905 wird die Einbringung einer Vorlage beabsichtigt, welche die Vorschriften des Allgemeinen Berggesetzes über das Auen und Verleihen nach verschiedenen Richtungen abändert und insbesondere die Gewinnung der Steinsolze und der Salze fortan dem Staate vorbehält. Die gegenwärtige Lage in den östlichen Provinzen zeigt deutlich denn je, daß Preußens geschichtliche Aufgabe der Stärkung des Deutschen in diesen Landesteilen zu ihrer Lösung die ernstlichen Anstrengungen erfordert. Die königliche Staatsregierung hält die fruchtvolle und beharrliche Durchführung der zur Erfüllung dieser Aufgabe eingeleiteten staatlichen Maßnahmen für unbedingt notwendig. Sie wird dem Landtage eine entsprechende Gesetzesvorlage vorlegen.



Natoli, der abgesetzte Gouverneur von Tanger.

In erster Zeit nimmt der Landtag seine Arbeiten wieder auf. Um so unerwarteterweise vertraut die königliche Staatsregierung darauf, daß ihre auf die Festigung und Entwicklung unserer Verhältnisse gerichteten Bestrebungen bei Ihnen wie bisher eine hingebende und tatsächliche Unterstützung finden werden. Der Reichstag seinerseits des Kaisers und Königs erkläre ich den Landtag der Monarchie für eröffnet.

Am Anschluß an die Thronrede legte Finanzminister v. Rheinbaben den Etat für 1907 vor und führte u. a. folgendes aus: Ich halte die wirtschaftliche Lage des Jahres 1907 für eine gesunde und günstige. Die Einnahmen haben sich vermehrt, die Ausgaben sind aber nicht so hoch, wie in den Jahren vorher. Ich hoffe bestimmt, daß das man auch in diesem Jahre die einzelnen Finanzen des Ganzen im Blick auf drei Millionen, er weit über 276 Millionen überschreitet die Ausgaben der Eisenbahn in wohl im Ordinarium Reiches hat sich im Verlaufe.

Der Reichstag hat die Thronrede für 1907 angenommen und ausgesprochen. Die Thronrede enthält die üblichen Aussagen über die Lage des Reiches und die Aussprüche des Kaisers und Königs.

Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet. Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet.

Der Reichstag hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet. Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet.

Der preussische Landtag.

Der preussische Landtag wurde am 8. d. durch den Fürsten v. Bismarck mit der Verlesung seiner Thronrede eröffnet.

Grausicht, ehle und gehehrte Herren von beiden Häusern des Landtags! Seine Majestät der Kaiser und König haben mich mit der Eröffnung des Landtags der Monarchie zu beauftragen geruht. Bei anhaltender Steigerung der Einnahmen aus den direkten und indirekten Steuern sowie aus den Erträgen der meisten Staatsbetriebe hat sich die Finanzlage des Staates fortgesetzt günstig gestaltet.

Das Rechnungsjahr 1905 hat einen höheren Überschuss als das Vorjahr ergeben, und auch für das laufende Rechnungsjahr könnte ein noch höherer Überschuss erwartet werden, wenn nicht der größte Teil der Mehreinnahmen im Verkehre zur Befriedigung der öffentlichen Angelegenheiten verwendet werden müßte.

Der Staatshaushalt für 1907 hat sich gegenüber dem Vorjahre in wesentlichen Zügen wiederholt. Die Einnahmen sind durch den Anstieg der Steuern und durch die Vermehrung der Ausgaben für die öffentlichen Angelegenheiten ansehnlich gewachsen.

Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet. Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet.

Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet. Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet.

Der Reichstag hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet. Die Reichsverammlung des Reiches hat sich am 31. Mai 1907 in Berlin tagend eröffnet.

